

gegenüber dem ihrigen mit anderen Frauen, mit denen sie hätte sprechen können, so wie es alle anderen Damen von Megara zu jener Stunde taten. Sie sah nichts als Gärten und einen Meeresstreifen.

Sie hatte keine Kinder. Ich hörte von ich weiß nicht was für einer Krankheit tuscheln. Oft litt sie an Migräne, und dann wurde sie bleich wie eine Nachtwandlerin.

Selbstverständlich achtete sie nicht auf mich. Um mich bemerkbar zu machen, kletterte ich auf der glatten Gartenmauer empor und gab so eine Probe meiner Geschicklichkeit. Manchmal bekam sie Angst, daß ich mir weh täte und rief: „Alberto!“ und ihre Stimme tat mir weh. Dann kletterte ich herunter und näherte mich ihrem Hause. Die Tante Clementina trat von dem Gitter zurück und zog das Kleid über die Stiefelchen.

Ich glaube, ich habe nie mehr eine so schöne Frau gesehen. Man sah nichts von ihr als das Gesicht. Die Frauen von dazumal waren nicht wie die von heute, die nackten Früchten im Laube gleichen. Sie gingen verborgen in einem Labyrinth von Spitzen und Stickereien mit gestärkten weißen Unterröcken, die den steifen Papierspitzen ähnelten, welche man in jenen Zeiten um die Blumenbuketts zu wickeln pflegte, und über den Unterröcken einen großen Rock mit Blumenmustern, mit Volants und Falbeln, majestätisch wie eine Pagode, und die Brust in ein Korsett eingepfercht, gepanzert, uneinnehmbar.

Aber an den Fingern, an den Handgelenken sah man, daß sie schlank und geschmeidig war und braun wie Bernstein. Sie benutzte kein anderes Parfüm als Lavendel für ihre Wäsche und Makassaröl, mit dem sie ihre schwarzen Haare pflegte.

Und das Gesicht war unvergleichlich: mit seiner geraden Nase, den reinen Lippen und den Augen, von denen ich nicht mehr sagen kann, ob sie von einem ruhigen Blau waren oder von einem Grau, das wie Asche über einem verborgenen Feuer lag.

Beim ersten Hauch des Abends schloß sich der Balkon. Der Schatten der Nacht war durchsichtig wie eine Hülle, in der schon das Licht der Morgendämmerung zitterte. Manchmal öffnete sich in den Sommernächten die weiße Blüte einer Kaktee, und wie ein Saft strömte aus ihr ein verwirrender Geruch.

Aber als ich nach Megara zurückkehrte und längs der Gartenmauer wieder den Spuren meiner Kindheit folgte, gab es auf dem Balkon der Tante Clementina keine Nelkenbüschel und keine stacheligen Kakteen mehr. Die Eisen, an denen einstmal die Blumenvasen befestigt waren, waren krumm wie alte Dolche und rostig wie altes Blut.

* * *

Ich sah sie zum letzten Male eines Sonntagmorgens zur Stunde des Hochamts. Sie lag auf der Straße, tot, bis zu den Füßen bedeckt von ihrem schönen weißen Atlaskleid mit den rosa Blütentrauben. Man hörte nicht mehr die Glöckchen der Ziegen von der Strada Lunga her, aber man hörte die Meßglocke, welche nicht verstummen wollte.

Ich war der erste, der sie so sah. Alle Sonntagmorgen setzte ich mich vor das Tor ihres Hauses, um sie herauskommen zu sehen. Wenn sie zur Messe ging — und es war nicht leicht, sie sonst in der Woche auf der Straße zu sehen — schien es, als ob ein Baldachin ihr unsichtbar über dem Haupte schwebte.

Ich rang in der Tiefe meiner Brust nach Atem und schrie. Da kam ihr Gatte herab und hinter ihm das Mädchen Zulicchia; sofort danach kam, ich weiß nicht wie, von der anderen Straße her meine Mutter herbeigelaufen. Wir standen neben der Toten. Sie hatte sich kopfüber vom Balkon gestürzt.

Später, viel später — als Nicola Laudisi an Herzerweiterung starb —, erfuhr ich etwas. Den Tag vorher hatte die Tante Clementina, als sie eine Tür öffnete, gesehen, wie der Gatte das Mädchen lieboste. Zulicchina heißt nichts als Vincenzina; aber ich,

(Fortsetzung auf Seite 48)